

*Predigt in St. Jacobi, Göttingen vom 6. September 2015 (14. Sonntag nach Trinitatis)*

*„Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus“ (1. Kor. 1, 3)*

Der Predigttext für den heutigen 14. Sonntag nach Trinitatis steht bei Lukas im 17. Kapitel. Ich lese die Verse 11 und 19:

11. Und es geschah, als er nach Jerusalem reiste, dass er mitten durch Samaria und Galiläa ging. 12. Und als er in ein Dorf einzog, begegneten ihm zehn aussätzigte Männer, die von fern standen. 13. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, Meister, erbarme dich unser! 14. Und als er [sie] sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, während sie hingingen, wurden sie gereinigt. 15. Einer aber von ihnen kehrte zurück, als er sah, dass er geheilt war, und verherrlichte Gott mit lauter Stimme; 16. und er fiel aufs Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und das war ein Samariter. 17. Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die Zehn gereinigt worden? Wo sind die Neun? 18. Haben sich sonst keine gefunden, die zurückkehrten, um Gott Ehre zu geben, außer diesem Fremdling? 19. Und er sprach zu ihm: Steh auf und geh hin! Dein Glaube hat dich gerettet.

Liebe Gemeinde!

Aussätzigte, Furcht vor dem gewissen Schicksal, Begegnung mit Jesus, – aber auch Genesung im Vollzug, attestierte Heilung, (Un-) Dankbarkeit.

Der heutige Predigttext macht es uns nicht ganz leicht. Er spielt mit Gedanken, die uns zugleich seltsam vertraut und höchst befremdlich sind.

Da sind 10 Aussätzigte, vermutlich Lepra-Kranke, Menschen, die nicht zur normalen Gemeinschaft hinzugehören. Die anderen im Dorf haben sie ausgestoßen. Nicht, wegen ihrer ekligen Verformungen -, auch nicht, weil sie sich in irgendeiner Weise „böse“ verhalten hätten. Auf Abstand wurden sie gehalten, weil der nähere Kontakt mit ihnen die eigene Ansteckung zumeist beförderte. Diakonische Hilfsorganisationen der Priester gab es kaum – und wenn, dann hatten sie die Aufgabe, die Aussätzigten von den anderen fern zu halten. Das Verhalten der übrigen Dörfler ist aus Angst geboren, der diffusen Furcht, das Elend der Anderen vielleicht teilen zu müssen. Die Angst vor einem ähnlichen Schicksal sitzt tief. Niemand will gesellschaftlichen Ausschluss riskieren.

Ich stelle mir vor, dass die Aussätzigten in zerrissenen Kleidern umher ziehen mussten. Dass sie von einigen Brot- und Sachspenden lebten, die verzweifelnde Angehörige und mitleidende Bürger ihnen als sozial Geächteten zukommen ließen. Was wird es da für den Einzelnen

bedeuten, wenn die Möglichkeit auf Heilung am Horizont erscheint? Wenn er angewiesen wird, sich von einer Amtsperson für gesund erklären zu lassen? Jeder, der schon einmal - vielleicht nach einer Operation - mit dem Göttinger Gesundheitsamt zu tun hatte, weiß, dass dies kein unbedingt einfacher Vorgang ist.

Der heutige Predigttext erhält aber auch sonderbar Befremdliches. Warum verhält sich nur ein Einzelner in dieser Situation angemessen? Was treibt die anderen Geheilten um? Warum reagieren sie offensichtlich nicht auf das, was ihnen da widerfahren ist? Kaum vorstellbar ist es, dass sie nicht bemerkten, was ihnen da widerfahren ist. Dafür war die vorangehende Not zu groß. Und andererseits: Ist ihr Verhalten wirklich so ungewöhnlich? Sie tun doch nur, was Jesus ihnen aufgetragen hat, sie funktionieren und zeigen nichts Überpflichtiges. Sie werden daher auch nicht bestraft. Von einem erneuten Ausbrechen der Krankheit wie bei Elisas schlitzohrigem Knecht – Gehasa wird wegen seiner Geldgier gezüchtigt – ist hier nichts berichtet. Nein, der Zusammenhang von Tun und Ergehen ist hier aufgebrochen. Die Geheilten bleiben geheilt – sie werden zumindest vordergründig nicht an ihrem Verhalten gemessen. Ihr Verhalten ist äußerlich korrekt, sie tun, was man ihnen sagt. Sie lassen sich ihre Genesung bestätigen.

Für Martin Luther war dieser Text so wichtig, dass er ihn mehrfach gepredigt hat und noch häufiger kommentieren konnte. Luther hebt hervor, dass es nicht die Leistungen sind, die am Ende zählen. Fallen die Geheilten doch nicht in ihren Ursprungszustand zurück. Das Unterbrechen des Zusammenhangs von Tun und Ergehen ist ihm eine Bestätigung seiner Kritik an der zeitgenössischen Theologie: niemand sollte mehr durch eigene Anstrengungen ein engeres Gottesverhältnis haben als sein Nachbar. Aber es ist nicht nur die Werkgerechtigkeit, die Luther ablehnt. Auch der Priesterstand wird polemisch attackiert. Stellen sich die Priester doch auch in diesem Text nach Luthers Dafürhalten zwischen Heilsbedürftige und Heilsbringer. Die Erzählung ist für ihn evangelische Umsetzung reformatorischer Grundanschauung. Wenn er sie als nachgerade klassisches Lehrstück antipapaler Polemik betrachtet, bleibt er allerdings den Bedingungen seiner, nicht unserer Zeit verhaftet. Und andererseits: schon immer habe man um die willkürliche Macht einiger Weniger gewusst. Und auch das grundsätzliche Ergehen der Undankbaren bestätigt ihm, dass der Glauben sich nicht an vorläufige menschliche Bedingungen knüpfen lässt.

Versucht man den reformatorischen Grundgedanken auf die Gegenwart zu beziehen, so wird man zunächst in eine unerwartete Richtung geleitet. Denn, die Chance, die alle erhalten haben, ist nicht nur unverdient, sondern auch unerwartet. Die neun Aussätzigen sind nicht

einfach unerzogen. Sie wissen auch nicht einfach nicht, was sich gehört. Sondern ihre Geschichte wirkt irgendwie konstruiert, ja vielleicht frei erfunden: Schon die Beschreibung nämlich, die hier von Jesu Reiseroute gegeben wird, erweist sich bei einem flüchtigen Blick auf die Landkarte Palästinas als außergewöhnlich. Jesus wäre demnach nach Jerusalem gereist und zwar über die Grenze von südlichem Samaria und nördlichem Galiläa gezogen. Das ist so, als wenn man versuchen würde, über den Nord—Ostsee-Kanal auf dem Wasserweg nach München zu gelangen. Ein eher schwieriges Unterfangen. Berlin läge da schon eher im Visier. Jerusalem befindet sich – wie die bayrische Hauptstadt - viel weiter südlich.

Aber sollte der Evangelist Lukas, der ansonsten ein gutes Griechisch schreibt, tatsächlich ein geographischer Analphabet gewesen sein – wie Hans Conzelmann vermutete? Manche Forscher halten die Erzählung gerade wegen ihres zweiten Teils für eine Fabel oder ein Märchen. Dabei wird man sie allerdings mit anderen fragen müssen, ob es nicht doch einen besonderen Grund für ihre Überlieferung gibt. Das geographisch Verquere ließe sich dann nicht auf die reine Erfindung, sondern auf eine konkrete Absicht rückführen. Was aber wäre das Besondere, das unser Text so absichtsvoll ins Zentrum rückt? Eine formale Aussage? Dass es zugleich um Vertrautes und um Fremdes geht?

Als der Evangelist Lukas diese ihm überlieferte Passage bearbeitete, hatte die Auferstehung Jesus bereits stattgefunden. Und dieses Wissen setzt er als Faktum voraus - bei seinen Lesern, den Zeitgenossen wie den späteren. Er kann aber nicht davon ausgehen, dass wirklich alle mit dem Osterglauben in Kontakt gekommen sind. Daher greift er zu einer rhetorischen Trick: Er lässt sein Wissen um die Auferstehung bereits in der anfänglichen Begegnung durchschimmern: das griechische Verb *apantäsan* – meint nicht nur, dass die Aussätzigen Jesus begegnen, sondern auch, dass sie auf(er)stehen zur bzw. in der Begegnung mit ihm. Die Begegnung ist von vornherein als besondere Begegnung qualifiziert: eine Chance, um die fast alle Aussätzigen ausdrücklich wissen. Wenn die Auferstehung Jesu aber als Rahmen von vornherein mitgedacht ist, dann geht es um mehr als die Frage von Dank oder Undank.

Denn, wenn Jesus die Aussätzigen betrachtet, so geschieht dies – auch dies trägt Lukas durch die Wahl des griechischen Verbes *ein* - mit einem mitleidigen Blick. Dies ist nicht bedauernd gemeint, sondern Ausdruck höchster Entschiedenheit: das künftige Schicksal der Menschheit soll nicht nur irdisch, sondern ganz und gar „dauerhaft“ verbessert werden. Und so betrachtet begegnen die Aussätzigen keinem verschämten, sondern einem wissenden Blick. Dem mitleidenden Blick dessen, der ihr ganzes Leid bereits in der Begegnung mit ihnen auf sich genommen hat. Jesus schenkt auf diese Weise weniger die körperliche Genesung, sondern er

bietet vor allem auch künftige Hilfe zur Heilung der Seele an. Dass aber gerade diese Absicht nur von einem erkannt wird, macht ihn doppelt zornig: Nicht nur, dass die, für die es gedacht war, sein Angebot ausschlagen. Ausgerechnet ein Fremdling begreift die ganze Tragweite dessen, was auch für Jesus hier auf dem Spiele steht. Indem er sich solchermaßen empört, ja sich zu rhetorischem Zornesausbruch hinreißen lässt, wirkt der Jesus des Lukas als von sich selbst entfremdet. Und andererseits: Nichts, aber auch gar nichts prädisponierte gerade diesen Fremden dazu, noch einmal die Perspektive zu wechseln. Es wäre einfacher gewesen, es mit den anderen zu halten!

Und so hat gerade Conzelmann herausgestellt, dass hier erstmals das Heil allen zugute komme, auch dem, der es eigentlich nicht kennen konnte, weil er als Fremder geboren war. Das Heilsversprechen an das Volk Israel ist hier nicht zurück genommen, sondern im Fremdling aus Samaria auf die spätere Christenheit ausgedehnt. Nur auf diese Weise habe Lukas der Entstehung der christlichen Kirche zugleich zuarbeiten und gedenken können.

Wenn man die Geschichte von hier aus betrachtet, dann steht nicht länger das Verhalten der neun Geheilten im Vordergrund. Es geht vielmehr um den Samaritaner, der sich der Situation angemessen verhält. Sein Dank macht die Entstehung des Christentums plausibel, indem er der christlichen Gemeinschaft als Ansporn dient.

Gerade durch diesen Fremden profitieren nun aber auch wir von dieser Veränderung, an der so viele achtlos vorüber gehen: der Einsicht, dass ein Perspektivenwechsel für den Glaubenden nicht ohne Folgen bleibt. Der Fremde weist uns darauf hin, dass sich diese spezifische Veränderung nicht selbstverständlich vollzieht. In dem er die besondere Begegnung spezifisch würdigt, zeigt er auf, dass auch unser Einlassen auf das Fremde uns helfen kann, uns selbst besser zu verstehen: Ziehen wir mit den „Geheilten“ weiter oder kehren wir mit dem Einen dankbar um? Carl Friedrich von Weizsäcker hat diese Einsicht folgendermaßen formuliert: „Die Kirche hat nicht den Auftrag, die Welt zu verändern. Wenn sie aber ihren Auftrag erfüllt, verändert sich die Welt.“ Wir können mit den Geheilten ziehen. Wenn wir aber den uns gestellten Auftrag ernst nehmen, dann können wir nur so ziehen, dass wir die Bedingungen der Heilung wertschätzen, indem wir die durch sie vollzogenen Veränderungen zum Ausdruck bringen.

Es ist ein doppelter Auftrag, mit dem sich Kirche heute auf die Welt bezieht. Indem wir uns als Gemeinschaft unserer Wurzeln erinnern, werden wir eingedenk, dass auch die christliche Kirche einmal eine Fremde war. Als Fremde aber hat sie allen Grund, die Welt auf die Bedeutung des Fremden hinzuweisen. Dass wird dies aber können, haben wir dem zu danken,

der sich für uns von sich selbst entfremdet hat. Und dafür gebührt ihm nun erst recht unser Lob und Preis! Amen!

*„Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.“ (Phil. 4, 7)*